

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum

Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

E. Ronforz.

Ums Leben.

Roman von Franz Wichmann.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

It's möglich! Auch bei Ada? Leidunow war es gewiß nicht heiter zumute, aber er hatte alle Mühe, ein schadenfrohes Lachen zu verbeißen. So war es doch gekommen, wie er voraus gesehen und halbwegs gehofft.

„Ja, ja — natürlich, wie sollte es auch anders sein.“

Ich kenne doch mein Pech.“

Wassili ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, während er verzweifelt Dampfswollen von sich blies.

„Warum rauchst du denn heute eine Zigarre?“ fragte Wladimir, um dem für den Freund so peinlichen Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Das tu' ich immer, wenn ich wütend bin. Da reicht eine Zigarette nicht aus. Luft muß ich mir machen, um nicht zu ersticken. Aber heute hilft auch das nicht.“ Er blieb stehen und betrachtete

den offenen Koffer, dessen Inhalt zur Hälfte schon sauber und ordentlich gepackt war.

„Das — ja —“

das gefällt mir. Das ist

auch der beste

Trost, das si-

cherste Ver-

gessen. Des-

halb bin ich

jagekommen.

Weißt du, ich

gehe mit dir

nach London.

Eine Engländerin, — das

ist noch das

letzte. Dies

muß ich noch

versuchen. —

Einmal muß

der Mensch

Glück haben.“

„Also, du

meinst, wir

sollten zu-

sammen —“

Wassili sah auf.

„Natürlich — wenn du nicht vorziehst, hier

zu bleiben.“

„Wie kommt du zu der Frage?“

Wieder ward die Miene des Malers eifrigauer, als habe er

in eine Zitrone gebissen. „Ja, ja — spotte nur weiter.“

„Ich deiner spotten?“ Wladimirs fragender Ausruf klang

so natürlich und ehrlich, daß der Freund plötzlich von seiner Unschuld überzeugt war.

„Ja, Mensch, weißt du denn gar nichts?“

„Was soll ich wissen?“

„Weshalb das Fräulein Genetius mich abgewiesen hat.“

„Sie wird doch nicht etwa —“

„Deinetwegen, jawohl deinetwegen!“ entfuhr es dem Maler ärgerlich. „Nur weil du bereits von ihrem Herzen Besitz ergriffen, bin ich zu spät gekommen.“

Leidunow war über diese neue Wendung so starr, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

Wassili aber benutzte die eingetretene Pause, um in halb vorwurfsvollem, halb weinerlichem Tone fortzufahren. „Alles war so schön im Gang. Jedes Wort hatte ich mir überlegt und erwartete nichts anderes, als daß sie mir die Antwort auf meinen Brief mit dem Brautkuss geben werde. Aber, statt mir um den Hals zu fallen, empfing sie mich feierlich in Gesellschaft ihres Onkels und seiner Haushälterin, so feierlich, als ob über mich

Gericht gehalten werden sollte.“

„Und dann?“

fragte Wladimir nun doch

mit wachsender

Spannung.

„Dann er-

klärte sie mir,

daß sie mein

Antrag sehr

ehre, daß sie

denselben

aber nicht an-

nehmen könn-

te, da ihr

Herz nicht

mehr frei sei.“

Er zog wie-

der trampf-

haft an sei-

ner Zigarre.

„Sieh, das

war doch gar

nicht schön

von dir. Wa-

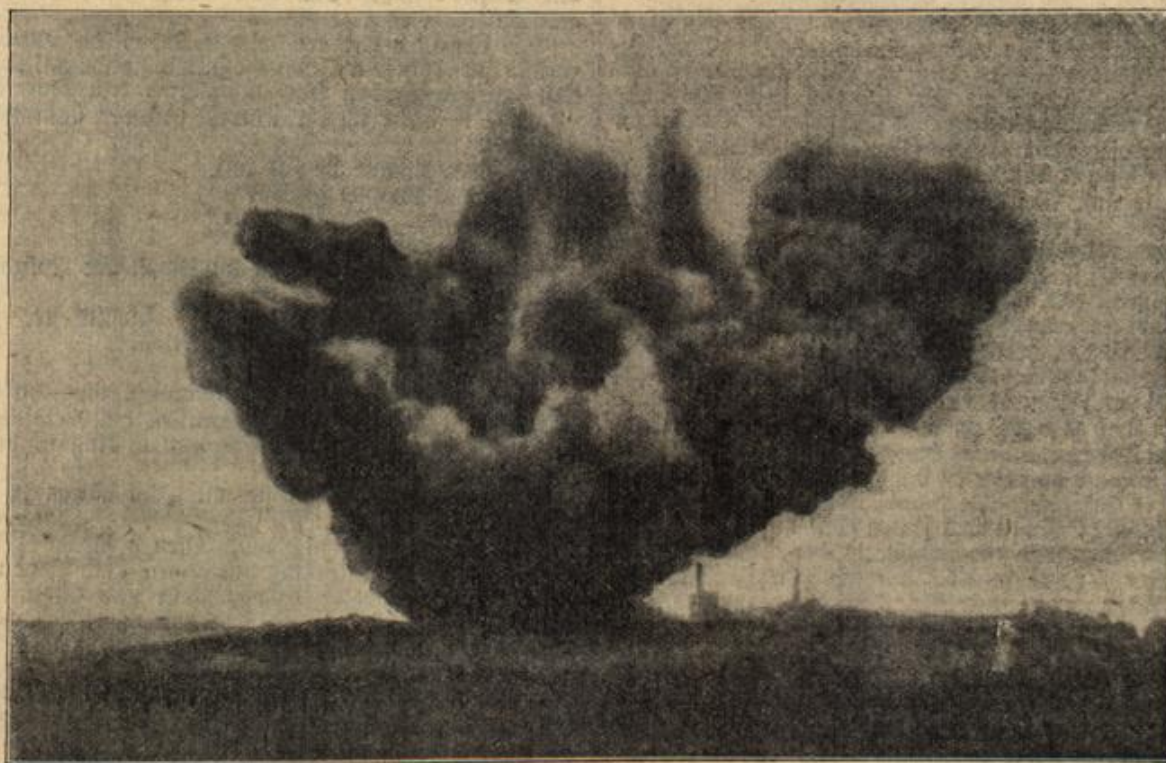
rum hast du

mir denn das

nicht vorher

gesagt. Die

peinliche Si-



Explosion einer Granate aus einem österreichisch-ungarischen 30,5 cm-Mörsergeschütz. (Mit Text.)

tuation wäre mir dann doch sicher erspart geblieben.“

„Aber, das ist ja undenkbar“, rief Leidunow, den Vorwurf schmerzlich empfindend, „sie wußte doch, daß sie nichts zu hoffen hatte — daß ich eine andere liebte.“

„Eine Lüge — ja — solch konfuse Zeug hat sie geredet.“

„Und den Namen hat sie nicht genannt?“

Wassili schüttelte den Kopf. „Nur jämmerlich geschlachtet hat sie, daß die Tote sie um alles Glück bringe und das Kloster ihre einzige Zuflucht bleibe.“

Leidunow ward immer erstaunter. Konnte das auch noch Komödie sein? Und wenn — was sollte sie bedeuten? Der Widerwille dessen, was er da hörte, drohte ihm den Kopf zu zersprengen.

„Die Tote,“ entfuhr es ihm unwillkürlich, „die wird sie nicht um ihr Glück bringen. Sie lebt und hat geheiratet.“

Der Maler horchte auf. „Was sagst du? Das ist ja noch schlimmerer Ausruf.“

„O — nichts — du kannst das eben nicht verstehen.“

„Ich habe auch bei ihr nichts verstanden. Denn was sie sagte, ward immer toller. Bald hat sie von einer Toten und dann wieder von einer Lebenden geredet, die aus dem Grabe erstanden sei und vielleicht noch heute deine glückliche Braut werde. Das könne aber nichts an ihren Gefühlen ändern, und ihr Onkel sehe das ebenfalls ein und billige es deshalb, wenn sie meinen Antrag ablehne, wenn sie überhaupt von keinem andern Manne mehr etwas wissen wolle.“

Wie vorhin der Maler, so klopfte jetzt auch Wladimir mit nervös zudenden Fingern gegen die Scheiben.

„Armer Kerl,“ murmelte er, „ich glaube, daß dir das alles wie in einem Narrenhaus vorkommen mußte. Aber hast du nicht noch eine Zigarre? Vielleicht beruhigt mich das.“

Wassili reichte ihm zögernd das Etui.

„Willst du nicht lieber erst deinen Koffer fertig packen?“

„Es eilt nicht.“

„Und wann geht eigentlich morgen dein Zug?“

„Ich weiß nicht, ob ich morgen schon fahre. Vielleicht erst übermorgen.“

Meroleff begriff. „Ah, du hast wohl noch Wichtigeres zu tun? Dann will ich dir nicht hinderlich sein. Vielleicht komme ich noch einmal vorbei.“

Er hatte bereits die Tür in der Hand. Da hielt ihn Leidunow noch einmal zurück. „Bist du mir böse?“

„Als ich herkam, war ich es in der Tat. Aber jetzt glaube ich wirklich, daß du schuldlos bist und nährisch, ebenso nährisch wie sie.“

Damit war er hinaus, und Wladimir sah nur noch die Wahrheit seiner Worte.

Wollte er nicht den Verstand verlieren, so mußte er Gewißheit haben — heute noch, auf der Stelle! Hut und Mantel nehmend, stürmte er auf die regenfeuchte Straße und warf sich in den nächsten Fiaker. „Blumauer Gasse 79.“

Zum Glück hatte er die Adresse nicht vergessen.

Als er zum zweiten Stockwerk emporstieg, klopfte sein Herz nicht weniger fieberhaft als am vorigen Tage, da er das idyllische Landhaus des Professors betrat. Auf der rechten Seite befand sich nur eine einzige Wohnung. Ein Zweifel war also nicht möglich. Das Porzellanbild trug mit schwarzen Buchstaben den Namen: Benedikt Palm. Kein Stand, kein Titel.

Mit bebendem Finger drückte er auf den elektrischen Knopf. Die Tür sprang auf. Ada Genetius selbst stand in schlichtem braunem Hauskleide vor ihm.

Da er nur unverständliche Worte stammeln konnte, half sie ihm selbst über den Anfang hinweg.

„Ich danke Ihnen, daß Sie noch einmal gekommen sind.“

„Sie haben es erwartet?“ fragte er, das schöne Mädchen mit schmerzlichem Zweifel betrachtend.

„Als Ihre Freundin glaubte ich ein Recht dazu zu haben, nachdem Sie wohl von Ihrem Freunde meine Wohnung erfuhren. Sie haben mir ja noch so vieles zu erzählen. Von Ihrer armen, so wunderbar vom Tode erstandenen Liebsten. Von dem Glück, um das ich sie beneide und doch Ihnen von Herzen gönne.“ Tränen zitterten durch ihre Stimme. Sie konnte nicht weiter sprechen.

„Ada, Fräulein Ada!“ Fast wider seinen Willen geschah es, daß er ihre Hand ergriff, die Hand der Verräterin, der Spionin! Aber dieser Schmerz, der sie so rührend schön machte, mußte echt sein. „Nicht wahr, Sie kommen, mir Ihre Verlobung anzuzeigen?“

bebt es leise von ihren Lippen.

„Marjas Vermählung.“

Betroffen fuhr sie zurück. „So rasch — innerhalb zweier Tage?“

„Marja Galewski ist seit eineinhalb Jahren die Gattin eines hiesigen Professors und denkt nur noch mit wehmütigem Lächeln der Torheit einer Jugendliebe.“

Adas eben noch bleiche Wangen röteten sich wie in sonuigem Morgenglühn und ihre dunklen Augen leuchteten auf.

„Erzählen Sie“, bat sie, während ihre Brust sich wie um Atem kämpfend hob und senkte. „Wir sind ganz ungestört. Der Onkel ist noch auf dem Bureau, das Fräulein ausgegangen.“

Mit grenzenlosem, immer freudigerem Erstaunen lauschte sie Wladimirs Bericht, wie Marja gerettet und wie er sie wieder gefunden. Erst als er zu Ende gekommen, besann Wladimir sich

auf sich selbst. War er darum gekommen, nur um sie mit den wunderlichen Schicksalen der einstigen Geliebten zu unterhalten? Hatte er nicht in ihrer Seele gelesen, die Wahrheit ergründen wollen, ob man sie verleumdet oder er wirklich das Opfer ihrer Falschheit geworden.

Sie mochte den wehmütig-stummen Blick, der sie traf, anders deuten. Sanft und weich, wie vor Tagen in den Praterauen, legte sich ihre schlante Hand auf die seine.

„Armer Freund! Und glauben Sie, je den Schmerz dieser herben Enttäuschung verwinden zu können?“

Wieder streifte sie der wehe, fragende Blick seiner Augen.

„Ich hätte es können, ja, ganz glücklich werden, durch eine zweite, reifere, tiefere Liebe, die Freundschaft in Leidenschaft verwandelte, — aber schwerer noch als Marjas Vermählung traf mich etwas anderes, was ich im Hause ihres Mannes erfuhr. Die neue, schönere Hoffnung folgte der ersten ins Grab. Das war zu viel. Und darum bin ich entschlossen, morgen Wien für immer zu verlassen.“

Das junge Mädchen verfärbte sich. „Um Gottes willen, warum hat Ihr Freund Sie nicht aufgesucht! Oder hat er Ihnen die Wahrheit verschwiegen?“ Sie konnte sich nicht mehr beherrschen. Die Leidenschaft riß sie fort. „Wladimir, hast du wirklich geglaubt, — daß ich ihn gern haben könnte, nur weil ich freundlich zu ihm war? Daß ich mit der tiefen Neigung zu dir im Herzen das Weib eines andern hätte werden können? Ich sagte ihm alles — bis auf den Namen, den ich verschweigen mußte, — und nun — da — du frei bist — nun, Wladimir — willst du fort!“

Die Worte verlagten ihr, mit tödlicher Angst sah sie zu ihm hinüber, der in dumpfer Verzweiflung auf den Boden starrte.

„Du trägst die Schuld“, murmelte er. — „O Ada — warum mußt du noch einmal solch schändliche Komödie mit mir spielen! War nicht die frühere genug?“

Wie von einem jäh niederzudenden Blitze gestreift, schnellte sie auf. „Komödie, — was soll das heißen? Bin ich nicht immer ehrlich und aufrichtig gegen dich gewesen!“

„Scheinbar, um meine Geheimnisse herauszuloden und sie der Polizei zu verraten“, brach er aus, und in seinen Augen flammte es zornig auf.

Leichenblaß geworden, mit stöhnendem Aufschrei, sank das Mädchen auf das Sofa zurück. Ihre Hände krampften sich ineinander, das Gesicht erstarrte, und über ihre Augen fiel es wie ein dunkler Schleier.

Leidunow sprang zum nächsten Tische, auf dem eine Karaffe mit Wasser stand. Ein Glas vollfüllend, besprengte er ihre wachsbliche Stirn.

Die Augen gewannen wieder Leben, das Bewußtsein lehrte zurück. In tödlichem Schmerze starrte sie ihn an, aber die krampfhaft sich bewegenden Lippen brachten kein Wort hervor.

„Ada — habe ich dir Unrecht getan?“ stammelte er. „Verzeih mir.“

Mühsam richtete sie sich auf.

„Wer hat dir das gesagt?“

„Ihr Mann. Marjas Gatte.“

„Daß ich dich verraten?“

„Nicht das. Aber daß du im Dienst der Polizei stündest, daß du eine Spionin seiest.“

„Wahrheit und Lüge zugleich“, stöhnte sie. „Es war das erstemal. Und nur, um dich zu retten.“

„Was sagst du — Ada?“

„Höre mich, ehe du mich verdammt. Auch du bist nicht ganz offen gegen mich gewesen. Auch du hast mir ein Letztes verschwiegen. Deine geheimsten Gedanken, die mich deine Geschichte erraten ließ.“

Fassungslos starrte er sie an. „Du hättest in meiner Seele gelesen?“

„Ja — das, was dich nach Wien geführt.“

Ein plötzlicher Entschluß durchzuckte ihn. Jetzt wollte er alles auf eine Karte setzen: Leben, Liebe und Glück. Das war das Letzte — die Probe — die Entscheidung! Bestand sie nicht, so war es sein Untergang. Was lag daran.

„Nun denn, ich will es dir sagen — freiwillig. Ja, ich war hier, um ihn zu töten — den vermeintlichen Mörder Marjas — Gortschenko, den Generalpräsidenten! Nun gehe hin und verrate mich. Ich bin in deiner Hand.“

Ein bitter-schmerzliches Lächeln umspielte ihren schön geschwungenen Mund. „Wladimir — schon einmal, vorhin schon hast du mir so weh getan — daß du mir weher nimmer tun kannst. Ich verzeihe dir.“

„Und das, was ich dir eben anvertraut?“ stotterte er, plötzlich alle Fassung verlierend.

„Das wußten wir längst. So gut wie gewiß; wenigstens lange, ehe du das erste Wort zu mir gesprochen.“

„Ihr — wer?“ rief er in grenzenlosem Erstaunen hervor.
 „Mein Onkel und ich. Und darum wachen wir über dich.“
 „Aha — willst du mich mit Rätseln zu Tode quälen!“
 „Nicht doch,“ lächelte sie, allmählich ihre Sicherheit wieder gewinnend, „aber ein anderer ist besser berufen als ich, sie dir zu lösen.“ Sie horchte nach den auf dem Gang laut werdenden Schritten. „Onkel, bist du es?“
 „Ja, mein Kind.“
 „Darf ich dich bitten, hereinzukommen?“
 „Aber, du hast wohl Besuch“, ließ sich die Stimme, die Wladimir selbst bekannt klang, immer noch draußen vernehmen.
 „Den liebsten, den ich mir wünschen konnte.“
 „Ah — Herr Leidunow.“ In der rasch sich öffnenden Tür stand eine Wladimir unvergeßliche Gestalt.
 „Der Herr Geheimkommissar?“ stotterte er, wie betäubt von einem plötzlich erhaltenen Schlag.
 Der alte Herr schmunzelte. „Ich denke, wir kennen uns schon.“ Dann wandte er sich zu seiner Nichte. „Macht man dir vielleicht schon wieder einen russischen Antrag?“
 Das schöne Mädchen, das plötzlich seine glückliche Laune wieder gewonnen hatte, lachte, ihre schneeigen Zähne zeigend.
 „Einstweilen noch nicht. Aber, ich glaube, noch hoffen zu dürfen, wenn es dir gelingt, mich von einem abscheulichen Verdachte zu reinigen.“
 „Ei — und der wäre?“
 „Daß ich eine bezahlte Polizeispionin bin. Einmal, Onkel — und nicht wieder. Denn weiß Gott — ich habe es doch nur dir und ihm zuliebe getan.“
 Der Geheimkommissar lächelte.
 „Einmal und nicht wieder, das sage auch ich. Denn deine totale Unbrauchbarkeit habe ich schnell genug erkannt. Denken Sie, Herr Leidunow, bitte ich das Mädel, von unserer Loge aus, der gerade gegenüber Sie den Platz abonniert hatten, heimlich jede Ihrer Bewegungen zu beobachten, und sie nimmt dieses Studium so ernst, daß sie sich am ersten Abend sterblich in Sie verliebt und von ihrem Bräutigam nichts mehr wissen will.“
 „Von dem Herrn Buchner — also wirklich?“ stotterte der Russe.
 „Ja, ja, der sich Ihnen gegenüber so feige benahm. Benedikt Palm kloppte ihm auf die Schulter. „Wissen Sie, Ihr Mut hat mir damals gleich imponiert, und ich habe mir gesagt, daß es schade um Sie ist und daß wir Sie retten müssen um jeden Preis. Meiner Nichte aber, die ich über alles liebe, habe ich gerne nachgegeben und auf ihren Wunsch das Verlöbniß mit dem Schweizer gelöst.“
 Wladimir, der sich bei dem leutseligen Wesen des Polizeibeamten allmählich von seiner schreckhaften Bestürzung erholte, wagte eine Frage. „Ja, aber wie, Herr Geheimkommissar, wie kamen Sie denn dazu, mich überwachen zu lassen?“
 Benedikt Palm zuckte die Achseln. „Mein Gott, jeder Russe ist mehr oder weniger verdächtig. Sie aber waren es besonders, da Sie fast gleichzeitig mit dem Generalpräsidenten hier eintrafen. Andere, schlimme Vorfälle im Ausland haben uns vorsichtig gemacht, und daß wir bei Ihnen allen Grund dazu hatten, werden Sie wohl nicht leugnen wollen.“
 „Ich habe es Aha bereits gestanden.“
 Der Kommissar schien nicht einmal erstaunt. „So können wir um so rückhaltloser reden. Ich spreche nicht mehr als Beamter zu Ihnen, was ich habe, was ich schon lange vorhatte, meinen Abschied eingereicht. Mein letztes Wirken sollte aber einem guten Werke gelten. Fest hatte ich mir vorgenommen, Sie nach besten Kräften vor einem entsetzlichen Schritte zu bewahren, dessen Folgen Sie in jugendlicher Schwärmerei nicht genügend erwogen.“
 „Nein, Herr Kommissar,“ sagte Wladimir, sich fest und stolz aufrichtend, „das dürfen Sie nicht sagen. Mag es auch gefährlich für mich sein. Mit einer Bäge will ich mir die Freiheit nicht verdienen haben. Ich wußte, was mir bevorstand, nur nicht den Irrtum, in dem ich mich befand, der mich zum Mörder eines Schuldlosen gemacht hätte, wenn nicht Sie mich davor bewahrt hätten.“
 Ein warmer, bewundernder Blick aus Adas Augen belohnte seinen männlichen Mut, und auch dem Kommissar schien Wladimirs Offenheit zu gefallen.
 „Lassen wir das vergessen sein, junger Mann. Doch Ihre Ehrlichkeit in Ehren. Jedenfalls verdienen Sie es, vor jeder Torheit bewahrt zu werden.“
 In Wladimir stieg ein plötzlicher Gedanke auf. „Dann, Herr Kommissar — haben Sie am Ende auch meinen Freund Meroless überwachen lassen?“
 „Gewiß. Und er hat es mir sogar sehr leicht gemacht. Er knüpfte nämlich ein Verhältnis mit einem jungen Mädchen an.“
 „Der Käthe“, pläppte Wladimir heraus.
 „Natürlich, die eine meiner Agentinnen ist, und die auf dem Tanzplatz eine Anknüpfung mit ihm suchen mußte. Die Nähe hätten wir uns freilich ersparen können, denn Ihr Freund stellte

sich als so harmlos heraus, daß wir es nicht mehr der Mühe wert gefunden haben, ihn weiter zu beobachten.“
 Dem jungen Russen fiel es plötzlich wie Schuppen von den Augen. „Käthe — sie war die Schwester meines Burschen. Dann ist auch Pepi Kantioler in Ihren Diensten gestanden?“
 „Gewiß. Und ich denke, Sie können ihm gar nicht dankbar genug sein.“
 Der Abend, da er zur Entscheidung gegangen, stand plötzlich wieder vor Wladimirs Geist. Im letzten Augenblick hatte damals Pepi noch seinen Rock zu putzen verlangt und war eine Minute damit allein in der Wohnung gewesen.
 „Dann war er es, der die Patronen aus dem Revolver gezogen hat?“
 Der Kommissar zog die Achseln hoch. „Das fragen Sie ihn selbst. Ich habe die Waffe, die Ihnen absichtlich nicht abgenommen wurde, entleert gesehen, und das genügt mir, Ihre Unschuld festzustellen.“
 Verstehend faßte Leidunow mit warmem Drucke seine Hand. „Nun begreife ich alles — auch warum Sie mich nichts im Prater verhaften ließen. Um mich vor mir selbst und weiterer Verführung zu schützen.“
 Der Kommissar sah auf seine errötende Nichte. „Und um Ihr Leben einer anderen zu bewahren, der es das kostbarste in der Welt dünkt.“
 In räuscher Freude trat Leidunow auf das schöne Mädchen zu. „Aha!“
 Da flog sie, die Arme ausbreitend, in selbigem Entzücken an seinen Hals. „Verzeihst du mir — glaubst du nichts Schlimmes mehr von mir?“
 „Das Beste! Daß ich dir alles verdanke. Leben und Glück. Das Höchste setze ich für eine andere ein — und das Höchste habe ich in dir gewonnen.“
 „Das Leben“, sprach im Tone ernster Nüchternheit Benedikt Palm.
 „Ja — ums Leben handelte es sich, als ich nach Wien kam.“
 „Für Sie — um das des Generalpräsidenten. Für mich aber um das Ihre und das meiner lieben Nichte.“
 Aha hatte die Augen geschlossen. Hingegen lag sie an der Brust des geliebten Mannes, und ein seliges Lächeln glitt über ihr Gesicht.
 Wladimir hatte ihre zitternden Hände an seine Brust gepreßt, er fühlte ihr Herz an seinem schlagen, und das Übermaß des so plötzlich errungenen Glückes überwältigte ihn. In langem Kusse preßten sich seine Lippen auf ihren weichen Mund.
 „Dein für immer, mein Leben!“ Dann wandte er sich um.
 „Aber, wie soll ich Ihnen danken,“ sprach er aufs tiefste erschüttert, „daß Sie mir dieses jezt so kostbare Gut gerettet?“
 „Indem Sie Aha für immer glücklich machen.“
 Leise zog der Geheimkommissar die Tür hinter sich zu und ließ die beiden geliebten Menschen mit all ihrer Seligkeit allein. —
 Am gleichen Abend noch teilte Leidunow seinem Freunde Meroless in einem längeren Briefe seine Verlobung mit Aha Genetius mit.
 Aber das Schreiben mußte Wassili nicht mehr in Wien erreicht haben. Denn einige Tage später traf eine Karte von der Hand des Malers aus Hamburg ein.
 Sie enthielt nichts als die kleine stimmungsvolle Federzeichnung eines des Hosen mit vollen Segeln verlassenden Fahrzeuges und ein etwas verändertes Zitat aus Schillers „Maria Stuart“: „Ich bin zu Schiff nach England.“

Ein schwerer Gang.

Kriegserzählung von W. Harb. (Nachdruck verboten.)

Es war nachmittags um die Kaffeestunde. In dem kleinen Stübchen, dessen Fenster nach der stillen Straße hinausgingen, war es hübsch warm. Die Gläser des Dauerbrandofens leuchteten schon glühendrot in der Dämmerung. Die alten Möbelschätze, die das Zimmer füllten, das Ledersofa, der Schreibtisch mit dem ehemals grünen, jezt fleckigen und beschmutzten Überzug, die Kommode mit den wunderlichen Nippfächern, Tassen, Gläsern und Vasen verloren allmählich Farbe und Umriß. Wer jezt in die Stube von draußen hineinkam, hätte wohl kaum den alten Mann im braunen Anzug und schwarzen Käppchen bemerkt, der unbeweglich in einiger Entfernung vom Ofen im Lehnstuhl saß. Ganz still saß er da und schaute in die rötliche Glut des Ofens, die durch die Marienglasfensterchen gedämpft wurde. Seine lange Pfeife hatte er, als sie ihm ausgegangen war, neben sich gestellt, hatte die Hände still gefaltet und dachte an die schlimmen Zeiten, die jezt über die Welt gingen.
 Er wartete auf sein Mariechen, das in die Stadt gegangen war, und das eigentlich schon längst hätte zurück sein müssen. Es kam selten vor, daß sie so lange ausblieb. Er zündete auch

sein Licht an, denn das Licht anzünden war nach alter Gewohnheit Mariechens Geschäft. Wozu sollte er auch Licht anzünden, da er doch noch nichts zu lesen hatte; die Zeitung und die übrigen Postfächer, wenn welche da waren, brachte das Mariechen von ihrem Gange regelmäßig mit. Wenn dann der Kaffee in die großen Tassen mit den halbverbliebenen Namen eingegossen war — Mariechen bereitete ihn nach bewährtem Rezept auf dem winzigen Maschinchen —, dann entfaltete Adolf Holtermann das erste Blatt der Zeitung und las das Wissenswertes daraus vor. Mariechen aber, die unermüdlich Fleißige, nahm den Strickstrumpf zur Hand, der immer bereit lag, und strickte das so und so vierte Paar für die Soldaten draußen im Feld. Zuweilen machte Adolf Holtermann eine Pause, und sie besprachen das Gelesene, bis das Gesprächsthema erschöpft war. In dem Leben der alten Leute gab es keine gemütlichere Zeit am Tage als die Kaffeestunde.

Fast unbeweglich saß der alte Mann und dachte an den Krieg in Belgien und in Rußland, und wo es sonst noch in der Welt unruhig geworden war. Er hatte selbst keinen näheren Verwandten im Felde, und auch in der Familie seiner Frau war niemand, um dessen Schicksal und Wohlergehen sie sich hätten sorgen müssen.



Generaladjutant des Deutschen Kaisers. (Mit Text.)

Das war gewiß ein seltener Fall und Adolf Holtermann empfand den Mangel an streitbarer Mannschaft in der Familie beinahe als Demütigung und Zurücksetzung, da doch sonst jede Familie, wohin man im Bekanntenkreis blickte, einen oder mehrere der Lieben draußen im Felde hatte. Aber Mariechen verstand es, diesen Mangel auszugleichen, da sie eine große Freundschaft hatte in der Stadt. So manches Feldpostpaket, das sie mit Sorgfalt und Liebe füllte und nähte und verschnürte, sandte sie hinaus zu den Kämpfern, und es kam ihr vor, als seien die vielen jungen Leute, die sie bedachte, ihre eigenen Kinder. Holtermanns selber besaßen keins; weder ein Buben noch ein Mädchen hatten ihren Weg gefunden in die kleine Wohnung in der Rosengasse, in welcher Holtermanns seit bald dreißig Jahren wohnten.

Endlich himmelte draußen die Eingangstür, und wenige Augenblicke später trat Mariechen in die Stube. Sie trug allerlei Pakete auf dem Arm und setzte sie behutjam nieder.

„Es ist spät geworden, Adolf, und du hast gewiß auf den Kaffee gewartet.“

„Ich habe Zeit, Mariechen“, antwortete Holtermann sanft und bedächtig. Seit er pensioniert war — vor drei Jahren etwa war das geschehen — hatte er allerdings Zeit in Hülle und Fülle, ganz im Gegensatz zu früher, da er vom Morgen bis zum Abend in den Bureaudienst eingespannt war und jeden freien Tag als etwas Köstliches begrüßte. Nun konnte er behaglich leben von seiner Pension und seinen Ersparnissen — auch Mariechen besaß ein wenig Vermögen — und sie hatten ein ruhiges und auskömmliches Alter.

Frau Holtermann entzündete die Lampe, die über dem Tisch hing, und ihr Schein beleuchtete die beiden Inhaber der kleinen Woh-

nung. Beide hatten sie gute, alte Gesichter, und man konnte den Mann auf etwa achtundsechzig, und die Frau auf etwa sechzig Jahre schätzen. Beide waren sie noch recht rüstig und von guter Verfassung. Frau Holtermann neigte sogar ein bißchen zur Altersfäule. Ihre Gestalten paßten genau in den kleinen Raum hinein, denn sie hatten kaum das Mittelmaß.



Der Wiederaufbau Ostpreußens. (Mit Text.)

Als der braune Trant in die beiden Familientassen geflossen war, kam das Gespräch in Gang, das heißt eigentlich redete nur Frau Holtermann und Herr Holtermann hörte zu, noch immer auf demselben Fleck in seinem Lehnstuhl sitzend. Er liebte das, wenn sein Mariechen von ihren Erlebnissen und Einfällen berichtete. Mariechens Erzählungen gingen aber gewöhnlich sehr in die Breite und verloren sich in das Hundertste und Tausendste, bis Holtermann durch eine da-

zwischen geworfene Frage dem Redestrom eine andere Richtung gab.

„Warst du auch bei Frau Kolte?“ erkundigte sich Holtermann.

„Gewiß“, erwiderte sie, und ihr Gesicht nahm einen besonders mitleidigen Ausdruck an. „Ich komme ja jedesmal an ihrer Wohnung vorüber, wenn ich den Weg zur Post mache. Da schlüpfte ich schnell herein und suche ihr ein wenig Trost zu bringen. Die Arme hat es ja so nötig. Aber ich traf sie heute nicht — sie war gerade ausgegangen und hatte die beiden Kinderchen mitgenommen.“

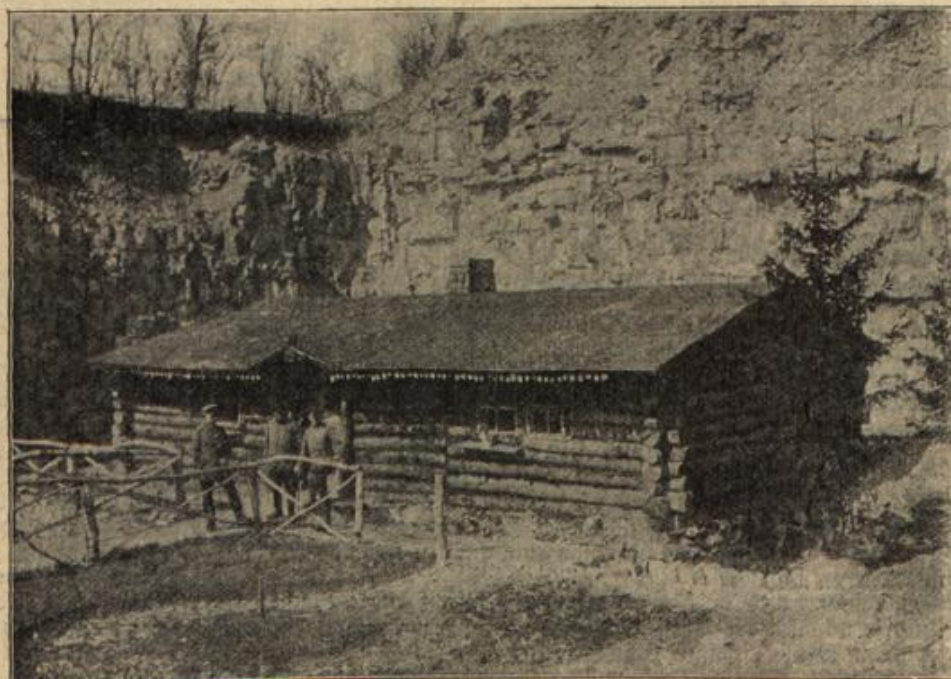
Adolf Holtermann hatte seine Pfeife wieder in Brand gesetzt und griff nach der Zeitung.

„So, so“, sagte er nachdenklich. „Ja, sie hat es schlimm, seit ihr Mann mit ins Feld mußte. Vordem ging's ja auch ärmlich genug dort her, aber jetzt ist es wirklich zum Erbarmen.“

„Wenn die Frau nicht so zart und schwächlich wäre, würde sie sich und die Kinder schon durchbringen. Man tut ja, was man kann, aber das zieht alles wie in einen hohlen Baum. Wie ein Schatten sieht sie aus, und dazu die ewige Angst und Sorge um den Mann.“

„Hat sie Nachricht gehabt?“

„Das ist es ja eben — nein, Adolf, sie wartet sehnlich darauf, daß endlich ein Feldpostbrief von ihm kommt. Die letzte



Ein Schweizerhaus in einem Steinbruch im Voivre-Gebiet,

von deutschen Soldaten als Offizierswohnung errichtet. Das Gebäude ist durch seine günstige Lage gegen Westwind geschützt. (Phot. Schweizer Pressebureau.)



Eines der schweren englischen Feldgeschütze, durch die die deutschen Stellungen bei Neuve Chapelle vor dem englischen Massensturm mit Granaten überschüttet wurden. Nach einer englischen Zeitschrift.

Nachricht ist vom Fünften — das ist schon beinahe drei Wochen her — was kann inzwischen alles mit ihm passiert sein!"



Erzherzog Joseph Ferdinand und sein jüngster Soldat.

Phot. Altophot. (Mit Text.)

Das werde ich dir einmal vorlesen." — Mariechen strichte und die alte Holzkuhr an der Wand tunkte leise dazu, und Holtermann las langsam und mit Betonung, zuweilen auch mit einem ihm eigentümlichen übermäßigen Pathos. Mariechen hörte nicht alles, denn zuweilen mußte sie die Maschen des Strumpfs zählen und flüsterte die Zahlen leise vor sich hin.

"Hörst du auch ordentlich zu?" fragte er dann mißtrauisch.

"Gewiß, lieber Adolf — lies nur weiter."

Und er las, bis er auf einmal eine lange Pause machte. Ganz ungewöhnlich lang war die Pause, so daß Mariechen endlich aufblinde und nach ihm hinsah. Da gewahrte sie, daß Adolf Holtermann blaß geworden war, und daß das Zeitungsblatt in seiner Hand sich zitternd bewegte.

Adolf Holtermann nidte. "So hoffen und harren sie alle, Mariechen — viele Hunderttausende. Das ist doch furchtbar hart und schwer. Es gibt nichts Schlimmeres als die Ungewißheit und das Hängen und Bangen." — Er entfaltete das Blatt. "Gud an, da steht wieder etwas von einem Sieg im Osten. Ja, ja, die braven Jungens. Achttausend Russen haben sie schon wieder gefangen genommen."

Und sie weiß es noch nicht einmal! Sie es wohl schon erfahren hat?"

"Das kann man doch nicht wissen", antwortete Holtermann. "Unteroffizier Karl Rolte, 140. Reserve-Infanterie-Regiment — ist er das denn auch wirklich, Mariechen?"

Sie nidte weinend und wischte sich die Tränen.

"Ja, das ist er gewiß; Frau Rolte hat es mir ja oft genug gesagt, daß er Unteroffizier ist und daß er im 140. Infanterie-Regiment steht. Die arme Frau erträgt dies gar nicht." — "Am besten ist es wohl, du gehst noch mal hin."

"Adolf, aber wenn sie's am End' doch noch nicht weiß, und ich muß es ihr sagen? Das kann ich nicht, das drückt mir das Herz ab." "Es ist doch wohl anzunehmen, daß ihr's jemand gesagt hat. Es gibt so viele Leute, die gern Nachrichten herumtragen, ob es nun gute oder schlechte sind. Es ist also am besten, du gehst gleich."

"Was ist?" fragte sie und hörte mit Striden auf. Er legte den Finger auf eine Stelle in der Berleustüte.

"Ach Gott!" sagte er blaß. Mariechen las die Stelle und erschraf. In der bekannten Kürze der Kriegsberichte stand da zu lesen, daß Karl Rolte, Unteroffizier im 140. Infanterie-Reserve-Regiment, am Siebten des Monats gefallen sei.

"Ach Gott!" sagte auch Mariechen und wischte sich die Augen. "Die arme Frau! Oder glaubst du, Adolf, daß



Zur Trinkwasserversorgung der deutschen Truppen in Russisch-Polen.

Ein vor größeren Truppenburhungen auf dem Marktplatz einer polnischen Stadt aufgestelltes Gefäß mit batteriebetriebem Trinkwasser.



Ein deutsches Pferdelaazarett auf dem russischen Kriegsschauplatz.

Die verwundeten Pferde werden, soweit es irgend möglich ist, wiederhergestellt. Unsere Aufnahme zeigt das Betwegen der Tiere unter Aufsicht eines Tierarztes.

„Wenn du mit kommst, Adolf.“
„Ja, das könnte ich schon. Mir tut die arme Frau Rolte auch sehr leid, und ich hab' etwas für sie übrig. Was war sie für ein nettes und fixes Mädchen, ehe sie den Mann heiratete! Ich habe ihr mehrmals davon abgeraten, und andere Leute haben das auch getan. Er ist viel zu leicht, hab' ich gesagt, — sonst ein ganz guter Kerl, aber zu windig. Sie hat natürlich nicht drauf gehört, und dann kam es, wie es vorausszusehen war.“

„Da hast du ganz recht, Adolf. Sie konnte aber nicht von ihm lassen, weil sie ihn so schrecklich lieb hatte. Du weißt es ja noch ganz gut, wie verliebt die beiden Leute ineinander waren — da hilft eben keine Vernunft.“

„Ru ja“, machte Adolf. „Indessen wenn ein Mann seine Frau wirklich lieb hat, dann macht er nicht solche Geschichten wie Karl Rolte. Dann sorgt er rechtchaffen für Weib und Kind und setzt nicht leichtsinnig alles aufs Spiel. Aber Karl Rolte hatte alle Vierteljahr eine andere Stelle, bis ihn keiner mehr annehmen wollte.“

„Ach ja. Aber nun ist er tot und die Frau sitzt da mit den beiden kleinen Kindern. Sieh mal, Adolf, da tut die Hilfe groß not. Ich hab' mir gedacht, wenn ich ihr sagte, daß sie sich alle Tage das Essen bei uns holen könnte — so ein kleiner Trost wär das doch in ihrem Elend.“

Holtermann bewegte zustimmend den Kopf.

„Bei meinem alten Chef werde ich mich auch für sie verwenden — ich weiß, er tut mir wohl den Gefallen, wenn ich ihn darum bitte. Ja, Mariechen, da kommen wir ihr doch nicht bloß mit der schlimmen Nachricht ins Haus. Und wenn sonst noch was in der Wirtschaft übrig ist —“

Mariechen hatte bereits im Geiste überschlagen, womit sie der Frau Rolte noch eine Freude machen könnte. Sie hatte wohl noch einiges Bettzeug übrig und Wäsche, und ein paar getragene Kleider, die auch nicht mehr aus dem Kleiderschrank herauslamen.

Während die beiden alten Leute sich zum Ausgang fertig machten, erzählten sie sich fortwährend gegenseitig, wie sie es vielleicht anstellen könnten, der Frau ihr schweres und einsames Los zu erleichtern.

Frau Holtermann hatte das Kaffeegeschirr fortgeräumt, das Tisch Tuch gesäubert, und Tassen und Lannen in die Küche getragen. Ihr Mann hatte den Hausrock mit dem besseren Anzug vertauscht, sich den warmen Überzieher angezogen und wartete nun mit dem Hut und dem Stod in der Hand, bis Mariechen sich den Hut vor dem Spiegel aufgesetzt hatte. Alle Türen schlossen sie sorgfältig ab und schickten sich an, die Treppe hinunterzugehen, als sie unten auf dem Flur eine Stimme hörten, bei deren Klang ihr Fuß stockte. Das war Frau Rolte, die mit der Hauswirthin, Frau Seeborn, redete.

„Ist Frau Holtermann zu Hause?“ Das klang hell und frisch, gerade so, als ob der jungen Frau nicht ein unheimbares Leid, sondern eine große Freude zuteil geworden wäre.

„Sie weiß von nichts“, flüsterte Mariechen und zog sich unwillkürlich mit ihrem Gatten weiter zurück, bis sie eine Türflanke erfaßte. Dann horchten sie beide mit klopfendem Herzen weiter.

„Sie werden wohl zu Hause sein“, hörten sie Frau Seeborn sagen, und gleich darauf klang ein leichter Schritt auf der Treppe. „Sie sehen ja so vergnügt aus, Frau Rolte, als ob Sie eine gute Nachricht bekommen hätten?“ rief ihr Frau Seeborn nach.

Leise zog Mariechen ihren Mann ins Zimmer und schloß die Tür. „Jetzt kann ich ihr's nicht sagen — jetzt nicht, wenn sie so froh ist“, flüsterte sie ängstlich und faßte Adolf Holtermanns Hand. „Ach, die Arme! Wie bald wird sich das bißchen Fröhlichkeit in Kummer und Schrecken verwandeln!“

Auch Holtermann fühlte, daß er nicht die Kraft habe, der jungen Frau jetzt gegenüber zu treten. Er war seinem Mariechen von Herzen dankbar, daß sie ihn mit in das Versteck gezogen hatte.

Bald darauf hörten sie ein Pochen und Rufen, das aber nur kurze Zeit währte — dann entfernten sich die Schritte wieder. Von unten tönte gedämpfte Rede hinauf, die aber von den beiden Alten hinter der Tür nicht verstanden wurde. Jetzt klang es sogar wie heiteres und übermütiges Lachen. „Du lieber Gott!“ dachte Frau Holtermann, „wenn die Frau wüßte, was ihr bevorsteht, und was sie doch in kurzer Zeit erfahren muß! Woher sie nur so fröhlich ist?“

„Sie wird noch eine Feldpostkarte von ihrem Mann erhalten haben, und ahnt nicht, daß er inzwischen gefallen ist“, meinte Holtermann, indem er aus dem Versteck heraustrat. „Das ist leider schon oft vorgekommen. Wenn die Angehörigen denken, er ist wohlthun, und sich darüber freuen, dann liegt er oft schon lange in der kühlen Erde.“

Nun schlichen sie leise die Treppe hinunter, damit niemand ihr Fortgehen merkte. Es wäre ihnen doch sehr unangenehm gewesen, wenn Frau Seeborn erfahren hätte, daß sie in unehrlicher Weise ihre Anwesenheit im Hause verleugneten. Aber ihre Vor-

sicht war unübel, denn Frau Seeborn hatte schon vor ihnen das Haus zu einem Ausgang verlassen.

Unten vor der Türe standen sie still.

„Nun mag ich gar nicht mehr hingehen“, sagte Frau Holtermann zaghaft. „Ich hab' mir das viel leichter gedacht. Aber jetzt weiß ich, was für ein schweres Stück Arbeit es ist, einem andern Menschen eine Unglücksnachricht ins Haus zu bringen. Es geht über meine Kraft, Adolf.“

„Dazu gerade jetzt, wo sie wieder ein bißchen vergnügter ist.“

„Es ist grausam — und doch muß sie es erfahren.“

„Besser sie erfährt es durch uns als durch andere Leute.“

„Dann mußt du es ihr sagen — ich kann's nicht.“

„Ich kann's auch nicht, Mariechen. Der Gang ist mir zu schwer.“

So redend, hatten sie sich doch auf den Weg gemacht und langsam vorwärtsschreitend waren sie bis zu Frau Roltes Wohnung gelangt. Mäellos standen sie dort still.

„Zu Hause ist sie“, sagte Frau Holtermann und wies auf die erleuchteten Fenster.

„Es muß sein, Adolf.“

Dem standen die perlenden Schweißtropfen auf der Stirn trotz der Kälte, die draußen herrschte.

„Na Mariechen, das krieg' ich nicht fertig. Die Worte werden mir in der Kehle stecken bleiben, wenn ich den Mund aufmache. Den! dir bloß, wie es sein wird, wenn wir oben bei ihr eintreten. Da sitzt sie mit einem fröhlichen Gesicht und einem ahnungslosen Herzen, und wir stehen da wie ein Paar Unglücksräben und sagen ihr, daß ihr Mann tot ist. Und dann — ach du großer Gott — das wird ein Jammern geben — die Frau und die Kinder —“

„Wir müssen es ihr nach und nach beibringen — natürlich sagen wir's nicht gleich auf den Kopf — davon kann man den Tod haben im Schreck —“

„Ja, ja“, erwiderte Adolf, „wir müssen ganz behutsam und zart sein. Wir sagen ihr, er sei verwundet im Lazarett.“

Sie gingen nun doch die Stiege hinauf, zuweilen auf den Stufen stehen bleibend. So näherten sie sich Frau Roltes Zimmern, aus denen ein Lichtschimmer drang, und in denen die Kinder mit Trommel und Trompete einen unmelodischen Spektakel machten. Herr und Frau Holtermann sahen sich betreten an.

„Es geht nicht — ich kann nicht —“, stotterte der erstere.

„Wir wollen lieber wieder umkehren“, sagte die Frau.

Da wurde die Tür aufgetan und Frau Rolte kam heraus. Ihr Gesicht war freudig gerötet, und in ihren Augen lag ein strahlender Schein des Glücks, wie Holtermanns ihn lange nicht bei ihr wahrgenommen hatten.

„Ach, wie nett, daß Sie nun doch kommen“, sprudelte die junge Frau hervor — „ich traf Sie leider nicht zu Hause und sagte zu Frau Seeborn —“

„Beste Frau Rolte“, begann Adolf Holtermann, das Gesicht in schwere Falten gelegt — „wir kommen leider als Überbringer einer schlimmen — hm ja — einer recht schlimmen Nachricht. Wir müssen Sie in Ihrer frohen Stimmung stören —“

„Ach — was ist denn passiert? Denken Sie doch —“

„Beste Frau Rolte“, fing auch Mariechen an, indem sie die Hände der Frau ergriff. „Sie müssen sich auf Schweres gefaßt machen — ach, es wird mir nicht leicht, es Ihnen zu sagen, da Sie's augenscheinlich noch nicht wissen —“

„Aber was ist denn geschehen?“ fragte Frau Rolte, ängstlich werdend.

„Ihr Mann —“

„Mein Mann?“ Sie horchte hoch auf, mehr verwundert als erschreckt.

„Ja, Ihr Mann ist leider verwundet worden — sehr schwer verwundet, wie es heißt — irgendwo im Lazarett liegt er —“

Adolf Holtermann half seiner Frau.

„Es könnte am Ende auch sein — ja, liebe Frau, alles, was uns trifft, kommt vom lieben Gott. Wie gesagt, es könnte am Ende auch sein, daß er seinen Wunden erlegen wäre —“

„Mein Mann?“ fragte Frau Rolte noch einmal. Dann flog ein — fröhliches Lachen über ihr hübsches Gesicht. Sie riß die Tür auf und ließ die gänzlich Verdrusteten, die ihre Mission so schön erfüllt zu haben geglaubt hatten, eintreten. „Mein Mann? Sehen Sie, da sitzt er — gesund und frisch.“

Vom Sofa erhob sich eine Gestalt in Feldgrau, kräftig, gebräunt und heil an allen Gliedern. Die Kinder, die zu seinen Füßen gesessen hatten, hörten mit Trommeln und Trompeten auf und starren mit offenem Mund auf den Besuch.

„Guten Tag, Frau Holtermann — guten Tag, Herr Holtermann“, sagte der schmutze, starke Mensch, dessen Brust das Eiserne Kreuz zierte, „nicht wahr, das ist eine Überraschung? Auch meine Frau habe ich vollständig überrumpelt mit meinem Besuch, den ich nicht frühzeitig genug anmelden konnte.“

Frau Holtermann faßte sich zuerst.

„Sie sind also nicht — tot?“ sagte sie wenig geistreich.
„Wie Sie sehen, nein“, lachte Karl Rolte. „Im Gegenteil, gesund und wohlbehalten, und wenn Sie erst erfahren haben werden, weshalb ich hier bin, dann werden Sie noch erstauntere Gesichtser machen, wie Sie schon jetzt tun.“

Adolf Holtermann hatte sein Blatt aus der Tasche gezogen und entfaltet.

„Untersoffizier Karl Rolte“, las er, „140. Infanterie-Reserve-Regiment — gefallen. Diese betrübliche Mitteilung wollten wir Ihrer lieben Frau machen und traten deshalb den sauren Gang hierher an. Statt dessen stehen Sie da lebhaftig und lebendig vor uns.“

Die junge Frau wehrte den Kindern, die ihre kriegerische Beschäftigung fortzusetzen sich anschickten, und lehnte sich an ihren Karl. „Gott sei Dank hat ihn der liebe Gott bis jetzt beschützt.“

„Aber nun sagen Sie bloß, wie so was möglich ist — das ist ja ein ganz unverzeihlicher Irrtum.“

Karl Rolte hatte das Blatt in die Hand genommen.

„Sehr einfach, lieber Herr“, erläuterte er. „Es gibt in unserem Regiment zwei Untersoffiziere gleichen Namens, was wohl kein Wunder ist, da in unserer Gegend der Name Rolte häufig genug vorkommt. Mein Namensvetter von der zehnten Kompagnie — ja, der ist leider tot, bei Dismiden gefallen.“

„Ah so“, sagte Holtermann, „daß sich die Sache so verhält, ist mir sehr lieb. Für uns sind Sie gleichsam vom Tode auferstanden.“

Rolte machte ein sehr ernstes Gesicht.

„Daß ich lebendig herausgekommen bin aus jenem Hexenkessel, das ist freilich mehr oder weniger ein Wunder, Herr Holtermann. Aber nun nehmen Sie Platz, damit ich Ihnen erzählen kann.“

Frau Holtermann hatte die junge Frau herzlich umfaßt.

„Welch ein großes, großes Glück für Sie, Frau Rolte — und welch eine glückliche Fügung vom lieben Gott — ach ja, wie ist mir nun das Herz leicht geworden!“

Es war ein hübsches Familienbild, als sie um den runden Tisch saßen, die beiden Gatten, die sich wiedergeschenkt waren, ein jedes mit einem der Kinder auf dem Schoß, deren Augen allmählich müde wurden, und die beiden Alten, aufmerksam der Rede des heimgekehrten Kriegers lauschend.

Der berichtete so fesselnd und packend von den Ereignissen, die er miterlebt hatte, daß Adolf Holtermann eine Gänsehaut nach der andern bekam und die nächste Nacht nur von Schützengräben und Granatfeuer träumte. Bescheiden erwähnte er auch seine persönlichen Leistungen, die ihm das Eisene Kreuz eingebracht hatten.

„Und nun kommt das Beste“, warf Frau Rolte mit strahlendem Blick dazwischen. Ihr Mann lächelte und nickte ihr zu.

„Erzähl du's“, ermunterte er sie.

„Denken Sie doch“, schloß die kleine Frau los, „er hat seinem Oberst das Leben gerettet, und der hat ihm aus Dankbarkeit eine angenehme und ausreichende Stelle auf seinen Gütern angeboten, so daß wir in Zukunft, wenn Karl glücklich aus dem Kriege wieder heimkommen wird, keine Not leiden werden.“

„Nein, das werdet ihr nicht“, bekräftigte Rolte feierlich — „da sei Gott vor. Der Krieg hat mich zu einem andern Menschen erzogen, Herr Holtermann, das dürfen Sie glauben. Den Leichtsinne und alle andere Untugend streift man dort ab und faßt im Augenblick heilsame Entschlüsse, die für das ganze Leben maßgebend werden. Ich habe wieder beten gelernt, ich werde auch arbeiten können, wenn wir den Frieden erkämpft haben.“

„Das walte Gott“, sagte Herr Holtermann mit Nachdruck und faßte die Rechte des jungen Ehemannes.

Wie und womit füttern wir unsere Ziegen?

Die Ziege ist ein großes Vedermaul, deren Geschmacksverirrungen erst gründlich studiert sein wollen, ehe unsere Gaben ihren Ansprüchen gerecht werden. Sie leidet lieber Hunger, ehe sie etwas ihr nicht Zusagendes frisst. Die Fütterung muß sich den Lebensgewohnheiten der Tiere anpassen. Nicht vergessen dürfen wir, in ihr tägliches Saufen einen Löffel voll Viehsalz hineinzuwerfen, da hierdurch der Appetit ganz besonders angeregt wird. Die eigentliche Heimat der Ziege ist das Gebirge. Dort, wo

Großviehhaltung infolge des mageren Graswuchses nicht mehr möglich ist, da ist sie noch anzutreffen. Die mageren, aber aromatischen Kräuter der Bergwälder sind ihre Lieblingen. Auf diese Liebhaberei der Ziege müssen wir auch bei der Stallfütterung gebührend Rücksicht nehmen.

Jeder Ziegenhalter, der im Begriff steht, sich eine Grasnutzung zu pachten oder zu kaufen, sollte hierauf besonders achten. Die saueren Gräser der Niederungswiesen werden von den Ziegen verschmäht, während die Kräuter der sonnigen Bergwälder an ihnen dankbare Abnehmer finden und auch den Geschmack der Milch sehr vorteilhaft beeinflussen. Auch bei dem Einkauf von Trockenfutter (Heu oder Grummet) sollen wir stets bestrebt sein, nur solches von trockenen süßen Wiesen zu bekommen. Die Ziegen gehen mit einem ihnen zusagenden Futter auch viel häuslicher um und werden lange nicht so viel unter die Füße treten, als wenn sie mit Widerwillen das gebotene Futter fressen müssen.

Bezirgsbild.



Wo ist das andere Mädchen zum Milcheaufhängen?

Wer es daher irgendwie ermöglichen könnte, sollte sich eine kleine Weide für die Ziegen anlegen. Ohne Rücksicht auf die Ersparung an Futtermitteln ist der Weidegang den Tieren gesundheitlich sehr zuträglich und erhöht auch die Milchergiebigkeit. Vielsach wird noch angenommen, daß durch Verabfolgung einer recht ergiebigen Tränke der Milch-ertrag erhöht wird. Abgesehen davon, daß ein Erfolg hierdurch zum mindesten noch recht zweifelhaft ist, ist es in gesundheitlicher Beziehung nicht unbedenklich, wenn das Raufutter gegenüber der Trockenfütterung einen zu breiten Raum einnimmt. Eine solche Fütterung würde zur Erschlaffung und Schwächung der Verdauungsorgane führen, die auf eine solche Fütterung nicht eingerichtet sind.

Jetzt im Sommer macht das Grünfutter den Hauptbestandteil der Nahrung für die Ziegen aus. Doch auch hierbei kann des Guten leicht zu viel getan werden und man tut gut, zwischendurch auch

mal etwas Trockenfutter zu geben; auch darf das Gras oder der Klee usw. niemals in nassem Zustand gegeben werden, da sonst leicht Verdauungsstörungen eintreten. Es ist deshalb zweckmäßig, sich auch für die Sommermonate einen kleinen Vorrat an Trockenfutter zu reservieren, damit man an Regentagen nicht auf die Fütterung des nassen Grünfutters angewiesen ist.

Während der Sommermonate bildet auch das Laub verschiedener Bäume und Sträucher ein nahrhaftes und bekömmliches Futter unserer Ziegen, auch getrocknet bildet das Laub während der Wintermonate eine angenehme Abwechslung. Das nährstoffreichste Laub liefern der Haselnußstrauch, Linden, Pappeln, Weißerlen, Ahorn und Esche.

Wenn während der vegetationsreichen Zeit den Vedermäulern der Ziegen in jeder Weise Rechnung getragen werden kann, und ihr Lebensunterhalt durch manche saftige und wohlriechende Kräuter gewürzt, eine üppige und vielseitige zu nennen ist, so ändert sich das Bild mit Eintritt der rauheren Jahreszeit vollständig. Die Ernährung wird eine einseitigere und wird gebildet aus dem während der Sommermonate gesammelten Trockenfutter, aus Kartoffeln, Futtermöhren oder Unterkohltrabi. Man muß daher während dieser Zeit um so mehr um das Wohlbefinden der Tiere besorgt sein.

Pünktlichkeit und Reinlichkeit sind zwei wichtige Faktoren bei der Ziegenfütterung. Die Gefäße, in denen sie ihre Getränke gereicht bekommen, müssen stets sorgfältig gereinigt werden. Zweckmäßig wäre es wohl, wenn die Ziegen täglich vier-, auch fünfmal gefüttert würden. Man könnte ihnen dann stets nur wenig darbieten und es würde nicht so viel Futter in den Mist getreten. In größeren Ziegenzuchtgebieten mag eine derartige Fütterung wohl angehen, aber in kleinen Wirtschaften, in denen Ziegen nur nebenbei gehalten werden, wird nicht immer so viel Zeit zur Verfügung stehen, und es genügt vollständig, wenn täglich dreimal pünktlich gefüttert wird. Morgens gegen 7 Uhr wird ein Raufutter in Gestalt von Heu, Grummet oder Stroh gegeben. Hiernach die Tränke. Die Mittagsmahlzeit besteht aus den Abfällen des Haushalts, geschnittenen Rüben und Kleie. Abends aber gibt's wieder dieselbe Trockenfütterung mit nachfolgender Tränke.

Die Pflege, die wir unseren Ziegen angedeihen lassen, werden sie durch reichliche und wohlschmeckende Milchgaben lohnen.

E. Fusch.

Die Explosion einer Granate aus einem österreich-ungarischen 30,5-cm-Mörsergeschütz. Aber die Wirkung von Granatexplosionen berichtet die englische medizinische Zeitschrift „Lancet“: Verschiedene Leute des englischen Heeres sind durch die Explosion einer Granate in ihrer unmittelbaren Nähe geradezu gelähmt worden. Gleichzeitig geht das Bewußtsein für einige Zeit verloren. Dabei ist das geistige Gleichgewicht stark gestört, die Erinnerungen an die eben erlebten Vorgänge geschwunden. Das Merkwürdigste aber ist, daß diese Kranken auf Wochen plötzlich erblinden, ein Vorgang, der bisweilen mit Taubheit und dem Verlust von Geruch und Geschmack verbunden ist. Am schwersten ist das rechte Auge zu heilen, das man zum Schießen braucht, und einige Patienten erklärten, daß sie sich in einem „blauen Rauche“ zu befinden glauben. — „Lancet“ ist der Ansicht, daß diese zeitweilige Blindheit wie überhaupt der ganze Zustand von Geistesabwesenheit auf eine Verletzung des Bewußtseins zurückzuführen ist.

Der Wiederaufbau Ostpreußens. Russischer Vandalismus hat in Ostpreußen 19000 Wohnhäuser zerstört und 80 000 Wohnungseinrichtungen vernichtet. Der Wiederaufbau dieser tiefbedauernswerten Provinz wird jetzt rüstig in die Wege geleitet. Große Feldbahnanlagen zum raschen Befrachten der Trümmer sind in Ostpreußen eingetroffen, und die Aufräumarbeiten, zu denen zahlreiche russische Gefangene verurteilt

werden, haben an vielen Orten begonnen. Unsere Aufnahme zeigt ein Lager von Feldbahnwagen und Schienenanlagen in dem südlich von Johannisburg gelegenen Grenzort Plottowen.

Generalfeldmarschall D. v. Lindequist, Generaladjutant des Deutschen Kaisers, starb in Potsdam im Alter von 77 Jahren. Er gehörte seit 1857 der preussischen Armee an, machte die Feldzüge 1866 und 1870/71 mit und diente sich in großen Zeiten des Vertrauens von drei deutschen Kaisern erfreuen.

Erzherzog Joseph Ferdinand und sein jüngster Soldat. Ein kleiner Tirolerbub, dessen Vater im Felde steht, dessen Mutter seit Jahren tot ist, wandte sich in kindlichem Vertrauen an Erzherzog Joseph Ferdinand mit der Bitte um Verwendung in des Erzherzogs siegreichem Heer. Die Bitte wurde erfüllt und nach einigen Wochen meldete sich Joseph Kaswurm als jüngster Kriegsfreiwilliger beim Armeekommandanten, der für ihn weiter sorgen wird. Vordrängend sieht er in der Telegraphenabteilung des Armeekommandos, lernt den Apparat bedienen und Depeschen austragen und zugleich alles Notwendige für das Soldatenleben.

Allerlei

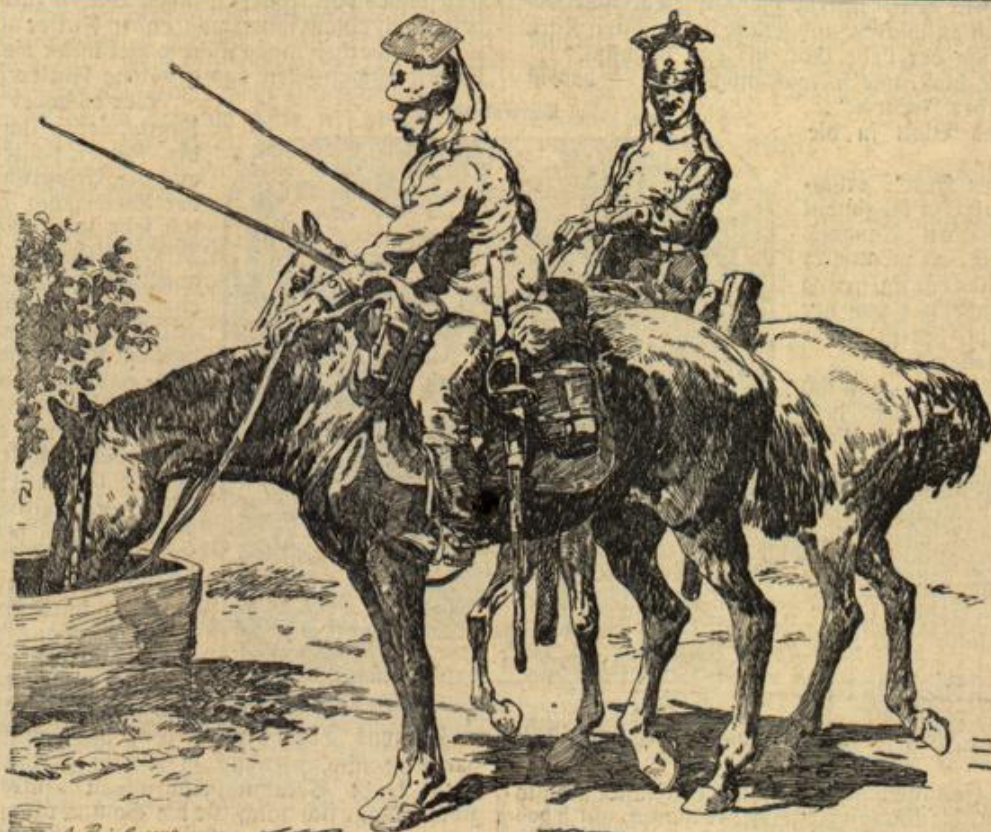
Tollkühnheit. In dem Tagebuch eines Wienerers vom 30. November 1890 steht u. a. folgendes: „Wie habe ich eine größere Tollkühnheit gesehen, als die eines Korporals, der sich heute nacht durch drei Reihen Feinde auf die Bresche (von Großwardein) schlich, dort aus seinem Rock und ein paar alten Schuhen ein Männlein aufstellte und dann wieder zurückkam, während die Türken im Nachtdunkel wohl hundert Flinten gegen ihn lösten.“

Andere Zeiten, andere Sitten. Als im Jahre 1813 der preussische Hof in Breslau weilte, bemerkte die zehnjährige Prinzessin Alexandrine, spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, eines Tages an ihrer Hauswirtin in Breslau, einer reichen Kaufmannsfrau, ein seidenes Kleid, dessen Muster und Farbe ihr ganz besonders gefielen; sie betrachtete es immer von neuem mit Wohlgefallen und äußerte endlich mit einem Seufzer: „So ein Kleid möchte ich wohl haben.“ — Als nun die Besitzerin deselben erwiderte: „Königliche Hoheit brauchen ja nur den Wunsch zu äußern, so würde Ihr königlicher Vater ihn gewiß erfüllen“ — entgegnete die Prin-

zessin: „Ach nein, so ein kostbares Kleid kauft mein Vater nie. Vater sagt immer, wir wären sehr arme Kinder und müßten uns sehr einschränken, denn alles Geld, welches er hätte, gehöre dem Vaterlande.“ K. St.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im Juni. Jetzt wird der Hausfrau das Kochen immer leichter; denn das Gemüse steht ihr schon in großer Menge zur Verfügung. Kopfsalat, Karotten, Radieschen und Erdbeeren vergrößern die Auswahl erheblich und die Frühfrüchte präsentieren sich auch als wohlschmeckendes und erfrischendes Tafelobst. Aber die Sommerwärme erheischt bereits eine große Aufmerksamkeit bei der Zubereitung von Gemüse. Salat muß schon frühmorgens geschnitten oder gepflückt werden, sonst wird er unter dem Einfluß der Tageshitze weß und unappetitlich. Außerdem stehen oft Insekten an Salat und Gemüse, die durch einfaches Spülen sich nicht entfernen lassen. Daher ist es rätlich, alles Gemüse in Salzwascher zu tun und kurze Zeit darin stehen zu lassen. Dadurch wird das Gemüse vollständig gereinigt. Dringend notwendig ist es auch, daß alle Gartenfrüchte vor dem Genuß sorgfältig gewaschen werden. Da infolge der Wärme viele Speisen beim Stehen leicht sauer werden, ist es rätlich, das Aufbewahren zu vermeiden und sie vor der weiteren Verwendung sorgfältig zu prüfen, denn der Genuß von verdorbenen Speisen hat gewöhnlich gesundheitliche Störungen im Gefolge, die gar leicht einen schwerwiegenden Ausgang nehmen können. Milch säuert in der warmen Jahreszeit am leichtesten, und zwar in einem hohen Topf eher als in einer flachen Schale. Auf alle Fälle ist es gut, sie nur in abgekochtem Zustande aufzubewahren, wenn man keine sogenannte dicke Milch haben will. Sehr vorsichtig muß man bei der Verabreichung von Milch an kleine Kinder sein. Diese müssen immer frische, süße Milch erhalten. — Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß in den warmen Monaten schwere Fleischspeisen möglichst zu vermeiden sind, weil dadurch die Körperwärme noch mehr gesteigert wird. Es ist daher empfehlenswert, in dieser Zeit dem Geflügel den Vorzug zu geben. H. B.



Manen an der Tränke. Federzeichnung von A. Reich.

Auflösung.

S	T	U	T	T	G	A	R	T
A	T	R	O	R	A			
U	N	R	O	N	K			
L	E	F	N	K				

Scharade.

Die Erste ist dunkel,
Die Zweite gar hell:
Durchs Ganze die Erste
Zur Zweiten mach' schnell.
Fritz Guggenberger.

Homonym.

Am fernsten Himmelsbogen,
Im kühlen Tropennacht,
Wohin glänzend ich gezogen
In Lichtumwob'ner Nacht.
Ich nenn' ein würdig Feldchen
Und bin am Körper dein,
Dem Tier auch bin ich eigen,
Der Tempel schließt mich ein.
Julius Jala.

Bilderrätsel.



Auflösung der Scharade in voriger Nummer:

Mai, Traut, Wälsch.

Alle Rechte vorbehalten.

Aufruf

zur Hilfeleistung im Nähen u. s. w.

Von den vielen Kräften, die sich uns zu Anfang des Krieges zur Verfügung gestellt haben, konnten damals nicht alle Verwendung finden; es kann denselben aber jetzt **Gelegenheit zu ersprießlicher Arbeit** geboten werden.

Infolge des Treubruchs unseres früheren Bundesgenossen Italien müssen wir auf eine Ausdehnung des Krieges gefaßt sein, die neue Anforderungen an uns stellen wird. Um letzteren gerecht zu werden, richten wir an die Frauen und Mädchen unserer Stadt die Bitte, uns durch ihre Mitarbeit zu helfen.

In den **Nähkränzchen** des Vereins ist bereits im Laufe des verflossenen Winters Manches hergestellt worden, besonders Kindersachen, von denen eine größere Sendung nach Ostpreußen abgehen konnte. Wie erwünscht und wertvoll diese Gaben waren, ist aus dem uns zugegangenen Dankschreiben ersichtlich.

In diesem Sinn heißt es weiter zu helfen; namentlich sind:

Senden und Unterkleider für Feldlazarette und Truppen

anzufertigen. Wir bitten unsere Mitbürgerinnen uns dabei behilflich zu sein, sei es durch Lieferung fertiger Kleidungsstücke dieser Art, sei es durch **Nähen** der Sachen, **zu welchen der Verein den Stoff zu liefern bereit ist.**

Ferner fehlt es an Verbandwatte, weshalb **Charpie** gezupft werden muß. Lieferung von altem Leinen ist daher sehr erwünscht.

Die Verwendung aller Gaben wird in Uebereinstimmung mit dem Ausschuß für Kriegshilfe stattfinden, in dessen Geschäftsstelle Oberhöchstadter Straße 2, Montags und Donnerstags von 11—12 Uhr Gaben in Empfang genommen werden und Auskunft erteilt wird.

Oberursel, 1. Juni 1915.

Der Vorstand des Vaterländischen Frauenvereins.